

Der Mann, der alles übers Erdöl weiss

Autor(en): **Boos, Susan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Energie & Umwelt : das Magazin der Schweizerischen Energie-Stiftung SES**

Band (Jahr): - **(2004)**

Heft 2: **Ölbusiness : seltsamer Markt**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-586289>

Nutzungsbedingungen

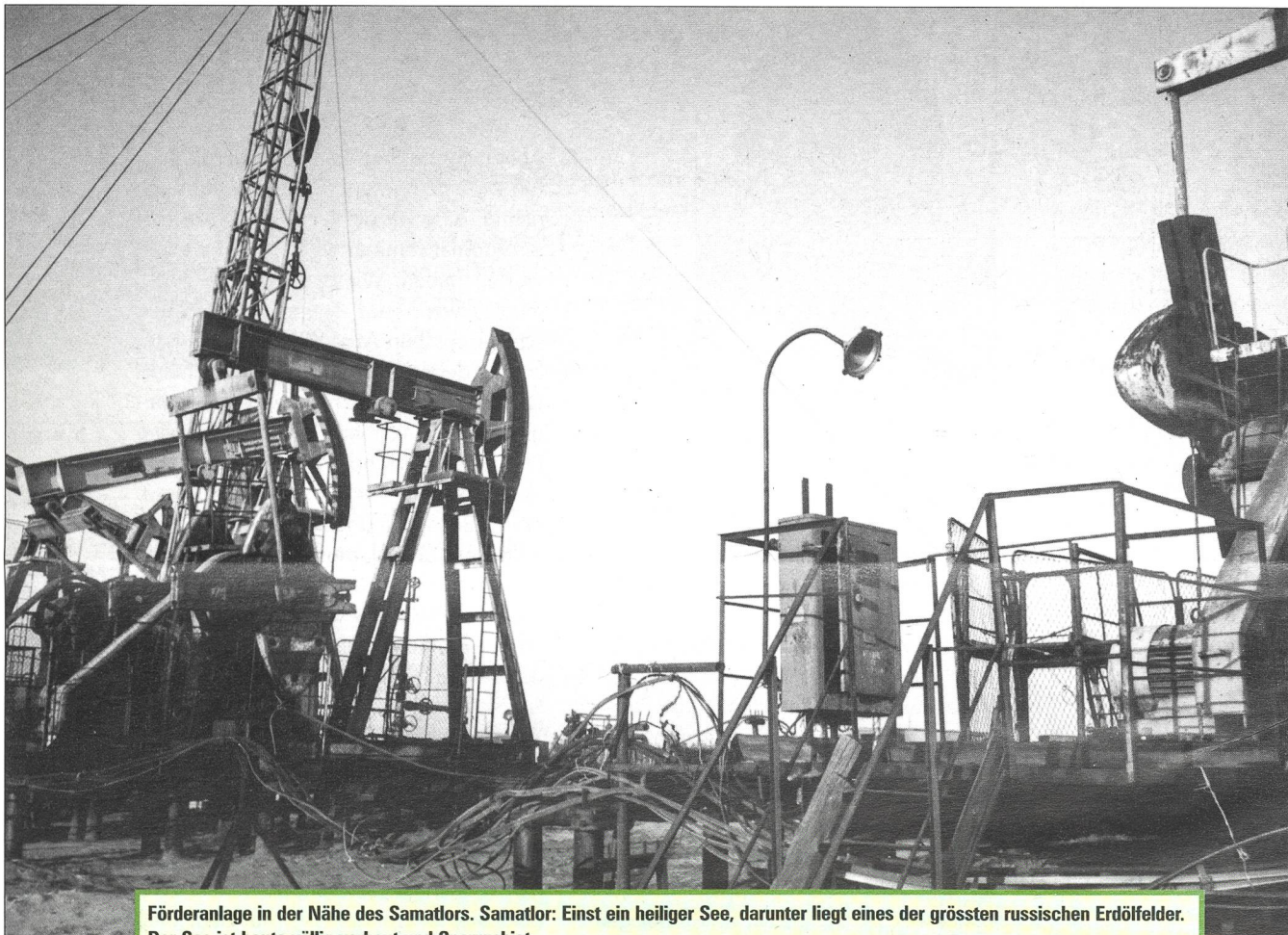
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

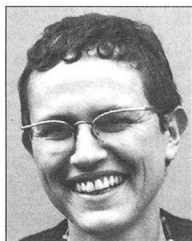
Der Mann, der alles übers Erdöl weiss

Auch wenn das Fass Rohöl mehr als vierzig Dollar kostet: Es ist zu billig. Der Markt wird überschwemmt von diesem knappen Gut. Selbst Ökoabgaben dürften den Verbrauch kaum senken, weil kein Markt so seltsam verzerrt ist wie das Ölbusiness.



Förderanlage in der Nähe des Samatjors. Samatjor: Einst ein heiliger See, darunter liegt eines der grössten russischen Erdölfelder. Der See ist heute völlig verbaut und Sperrgebiet.

Fotos: Susan Boos



Von Susan Boos,
Redaktorin «Wochenzeitung»

Die Zimmerlinde wächst in einem weissen Plastiktopf. Die Stühle sind betagt. Der Kaffee kommt aus der Büchse. Auf den Tischen türmt sich Papier. Mit seinem Büro in Genf kann Conrad Gerber nicht repräsentieren. Hier riecht es weder nach Geld noch nach Big Business, noch nach Reichtum. Trotzdem geht es im dritten Stock des leicht heruntergekommenen Geschäftshauses an der Rue de la Servette um das ganz grosse Geschäft. Keiner weiss so viel übers Erdöl wie Conrad Gerber.

Das sagt sogar die «New York Times». Er schafft es, die Börse zum Tanzen zu bringen. Derweil er eigentlich dezent im Hintergrund wirkt. Was er tut, klingt unpek-

takulär. Er publiziert einen Newsletter, der im Abonnement 5000 Dollar kosten soll.

Gerber lacht: «Wer behauptet das?»

«Die 'New York Times'.»

«Was die immer wissen.»

«Wie viel kostet er nun, Ihr Newsletter?»

«So genau kann ich das nicht sagen. Es gibt eine Grundgebühr, aber alles andere ist verhandelbar. Kleine Firmen mit weniger Geld zahlen weniger. Ich stelle die Informationen ins Netz. Man kann herunterladen, was einem wichtig erscheint und zahlt nur dafür.»

«Was steht da drin?»

«Also ... ich beschäftige mich nur mit dem Downstream ... also ... mit der Distribution.» «Aha?!?»

Gerber lehnt sich in seinem bescheidenen Bürostuhl zurück

und liefert geduldig eine geraffte Einführung in seine Welt: Es gibt im Erdölgeschäft ein grosses schwarzes Loch. Die grossen Konzerne wie Exxon, Shell oder BP haben keine Ahnung, wie viel Öl wirklich in den einzelnen Ländern gefördert wird. Sie wissen höchstens, was sie selbst beziehen. Ein komplexes Bild bringen sie nicht zustande. Das ist aber nötig, wenn man entscheiden muss, wo, wann und wie viel zu investieren ist. In der Nordsee, da herrsche Transparenz, sagt Gerber, aber eben nur dort. Wenn alle so offen geschäftlich würden, bräuchte es ihn nicht. Früher, sagt Gerber, als die grossen Erdölfirmen noch selbst förderten, war es einfacher. Doch seit die meisten Länder die Erdölförderung verstaatlichten, macht sich eben dieses schwarze Loch breit.

«Und Sie wissen, was in diesem schwarzen Loch geschieht?»
«Na ja... ich weiss nicht alles... aber mehr als die anderen.»
«Wie kommen Sie an Ihre Informationen?»
«Nehmen wir zum Beispiel Russland. Es gibt rund zwanzig Häfen, in denen russisches Erdöl verschifft wird. Von Odessa in der Ukraine, über Murmansk an der Barentsee bis hin zur Insel Sachalin. Ich habe an all diesen Orten Leute, die für mich beobachten, was für Öltanker auslaufen.»
«Aber dann wissen Sie noch nichts über die Qualität und die genaue Herkunft des Öls.»
«Jedes Schiff hat Dokumente.» Gerber schmunzelt. «Da steht drin, was und wie viel es geladen hat. Meine Mitarbeiter besorgen sich diese Papiere. Es ist nicht immer ganz einfach da ranzukommen ...» Gerber wirkt mit seinen roten Haaren und dem saloppen weissen Hemd wie ein fröhlicher Spion, der vergnügt mit dem System spielt. Seine Leute, so sagt er, sassen in Ministerien, arbeiteten für Erdölfirmen oder seien sonst in relevanten Jobs. Mehr verrät er nicht. Ausser, dass er sich schon überlegt habe, aufzuhören, dann aber doch wieder davon abgekommen sei, weil schliesslich dreissig, vierzig Leute für ihn arbeiteten, die kein Einkommen mehr hätten, wenn er aufhören würde, schliesslich habe er denen gegenüber eine Verantwortung. Er redet nicht wie ein Patron, sondern wie einer, der Weggefährten nicht im Stich lassen will.

Verzerrtes «Big Business»

Seit mehreren Wochen steigt der Erdölpreis. Ein Barrel «Brent» – das sind 159 Liter des qualitativ hochstehenden leichten Nordseeöls – kostete zum Beispiel Ende Mai an manchen Tankstellen über vierzig Dollar. Noch nie war ein Barrel so teuer. Die AutofahrerInnen klagen, dass sie im Durchschnitt für einen Liter 1 Franken 46,5 Rappen bezahlen müssen. Manche Tankstellen bieten den Sprit zehn bis fünfzehn Rappen billiger an. Was andere TankstellenbetreiberInnen erzürnt. Diejenigen, die Franken 1.465 verlangen, würden nur 0,2 bis 0,3 Rappen pro Liter verdienen, sagt Jürg Klossner von Avia. Wer das Benzin billiger verkaufe, könne seine Vollkosten nicht decken. Das seien Lockvogelangebote von Discountern, die ihr Geschäft mit etwas anderem, zum Beispiel mit dem Pneuhandel, machten. Inzwischen hätten alle Anbieter etwa die gleich hohen Fixkosten, weshalb das Benzin überall gleich teuer sei, sagt Klossner. Gewöhnliche Tankstellen verdienen heute ihr Geld eher mit dem Verkauf von Tiefkühlpizzas, Chips oder Bier als mit Benzin.

Opec

Der Organisation Erdöl exportierender Länder (Opec) gehören Algerien, Ecuador, Gabun, Indonesien, Irak, Iran, Katar, Kuwait, Libyen, Nigeria, Saudi-Arabien, Venezuela und die Vereinigten Arabischen Emirate an. Die Opec wurde 1960 ursprünglich als Schutzorganisation gegen die grossen Erdölfirmen gegründet, um die Einkünfte der Mitgliedländer zu stabilisieren. Später wurde in den meisten Opec-Ländern die Ölförderung verstaatlich, oder der Staat übernahm die Mehrheitsbeteiligung an den Förderunternehmen. Immer wieder versucht die Opec Fördervereinbarungen durchzusetzen, um den Preis anzuheben oder zu senken. Doch gelingt ihr das nur mit beschränktem Erfolg, da alle Erdöl produzierenden Länder versuchen, maximalen Gewinn zu erzielen und sich nur selten an die Vereinbarungen halten.

Das Erdölgeschäft ist skurril und verzerrt wie kaum ein anderes Geschäft. Was alle wissen: Eigentlich ist Erdöl zu billig. «Hätte sich das Benzin seit 1950 im selben Ausmass verteuert wie das Brot, müsste ein Liter Superbenzin heute über fünf Franken kosten», errechnete der Berner Geschichtspräsident Christian Pfister schon vor zehn Jahren. Demnach müsste heute der Liter Benzin mindestens 5 Franken 60 Rappen kosten. In Wahrheit kostet ein Liter aber nur 60 Rappen. Denn 86 Rappen fliessen an den Staat. 2002 brachte die Mineralölsteuer dem Bund 4,8 Milliarden Franken. Mit diesem Geld lässt er unter anderem Strassen bauen und unterhalten.

Um das Klima zu schützen, müsste der Staat die fossile Energie jedoch noch stärker belasten. Denn gemäss Kyoto-Protokoll hat sich die Schweiz verpflichtet, bis 2010 ihren CO₂-Ausstoss gegenüber 1990 um zehn Prozent zu

Chanten-Familie (Rentierzüchter), die im Erdölgebiet lebt und seit Jahren mit den Erdölfirmen im Streit liegt.



Zahlreiche Seen im ganzen Gebiet rund um Nischniwartowsk sind biologisch tot, da sie wegen der lecken Pipelines mit Erdöl verschmutzt sind (das Ufer ist schwarz, im Vordergrund eine Öllache – was man aber vermutlich schwarz-weiss nicht sieht).



verringern. Die Wirtschaft wollte dies mit freiwilligen Massnahmen erreichen. Erreicht hat sie nichts. Das CO₂-Gesetz sieht nun vor, dass der Staat mit einer Abgabe die fossile Energie verteuert, damit der Verbrauch sinkt. Die Abgabe könnte bis zu 50 Rappen pro Liter Benzin betragen. Die Wirtschaft und die Erdöllobby wehren sich dagegen. Sie hätten lieber einen Klimarappen, der den Liter Benzin um 1 respektive höchstens 1,9 Rappen verteuert. Seltsame Rechenspiele um ein knappes Gut: Selbst jetzt, wo das Fass 40 Dollar kostet, wird es zu einem lächerlichen Preis verscheuert. Eine CO₂-Abgabe von 50 Rappen würde daran wenig ändern. Denn das Problem liegt anderswo – simpel gesagt: Die Erdöl produzierenden Länder bekommen zu wenig für den Rohstoff, und deshalb gibt es zu viel Erdöl auf dem Markt. Und solange es zu viel Öl gibt, wird es billig sein.

Öl im Überfluss

«Die meisten Länder produzieren im Moment mehr, als sie offiziell angeben», sagt Gerber. Es gebe zwar verschiedenste Agreements, doch kaum ein Land halte sich

an die festgelegte Quote. Die Opec (vgl. Kasten) gab zum Beispiel im März bekannt, sie würde Anfang April die Produktion drosseln. «Im April haben die Opec-Länder mehr produziert als im März», sagt Gerber, «und im Mai produzierten sie nochmals mehr als im April. Es gibt nicht zu wenig Erdöl auf dem Markt – eher gibt es zu viel.» Es sei schon immer Politik der Opec gewesen, den Preis stabil tief zu halten, sagt Gerber: «Damit es sich nicht lohnt, woanders nach Öl zu suchen, und sich auch die Substitution nicht rechnet.»

Mit den Fördermengen hat das gegenwärtige Preishoch allerdings nichts zu tun. Saudi-Arabien fördert tüchtig und ist bereit, seine Kapazitäten weiter zu erhöhen. «Nur benötigt man im Moment gar kein saudisches Öl», sagt Gerber. Die Saudis holen schweres Öl aus dem Boden, also dasjenige, das man im Winter zum Heizen braucht. Im Moment ist jedoch leichtes Öl gefragt, weil die US-AmerikanerInnen vor der «Drivers-Season» stehen: In den Sommermonaten verfahren sie Unmengen von Benzin, das man aus leichtem Öl macht, wie Algerien oder Venezuela es fördern. «Diese Länder produzieren schon so viel wie sie können», sagt Gerber. Selbst wenn sie mehr förderten, fehlten die Kapazitäten bei den Raffinerien. Deshalb ist der Treibstoff zur Zeit knapp und teuer. Aber auch, weil die Anschläge im Irak und in Saudi-Arabien die Branche verunsichern. Und weil Chinas Nachfrage nach fossiler Energie rasant steigt. Sagt Gerber.

Gerber verkauft sein Wissen «nur an Enduser». An Firmen, die selbst mit Erdöl zu tun haben. Finanzanalysten oder Journalistinnen können seinen Newsletter nicht abonnieren. Sein Insiderwissen bleibt unter Insidern. Zum Erdölguru geworden ist er wegen der Apartheid. Gerber ist der Sohn eines Schweizer, der Anfang der Zwanzigerjahre des letzten Jahrhunderts nach Rhodesien auswanderte. Das Land, das Vater Gerber für 2000 Franken erwarb, war abgelegen und karg. Doch der Luzerner gab nicht auf und wurde ein erfolgreicher Farmer. Mutter Gerber stammte aus Schaffhausen. Der kleine Conrad redete nur Schweizerdeutsch und Ndebele, die Sprache der Einheimischen. Irgendwann lernte er dann doch noch die Sprache der Kolonialisten, studierte in Kapstadt Ökonomie und trat in den rhodesischen Staatsdienst. Die Briten hatten Rhodesien schon Mitte der Sechzigerjahre in die Unabhängigkeit entlassen. Sie verlangten, dass die Schwarzen an der Macht teilhaben müssten. Die damalige rhodesische Regierung wollte davon nichts wissen, worauf Britannien und die Uno Sanktionen gegen das Land verhängten. Das Land bekam keinen Brennstoff. Conrad Gerbers Aufgabe war es, auf dem Grau- oder Schwarzmarkt Lieferanten zu finden. Damals lernte er, wie das Geschäft funktioniert und baute sich ein weites Netz von verschwiegene Informanten und Mittelsmännern auf. Die westliche Öffentlichkeit durfte nichts von den Umgehungsgeschäften erfahren. Ende der Siebzigerjahre endete die Apartheid, Rhodesien wurde zu Simbabwe, das Embargo wurde aufgehoben und Gerbers Wissen war nicht länger gefragt. Er kehrte in die Schweiz zurück, liess sich in Genf nieder und zog sein eigenes Beratungsbüro auf, das heute Petro-Logistics Ltd heisst.

Ökoabgaben bringen wenig

In der Erdölwirtschaft ist alles ein bisschen anders. Die grössten Erdölreserven liegen in wenigen, zumeist nicht-industrialisierten Ländern. Die grössten Reserven finden sich im Nahen Osten, vor allem in Saudi-Arabien, Kuwait oder den Vereinigten Arabischen Emiraten. Diese Länder wollen aber nicht nur Öl verkaufen, sie wollen auch, dass die westliche Wirtschaft floriert, da sie einen Grossteil ihrer Gewinne im Westen investiert haben. Daraus ergibt sich ein komplizierter Interessenkonflikt, wie der Ökonom und Erdölspezialist Mohssen Massarrat in seinem Buch «Das Dilemma der ökologischen Steuerreform» darlegt: «Mit ihren umfangreichen Investitionen in den Industrieländern sind die drei Ölstaaten (Saudi-Arabien, Kuwait, die Emirate) nicht nur Eigentümer von Ölressourcen im Süden, sondern gleichzeitig auch Kapitaleigner im Norden. In ihrer Doppelfunktion verkörpern sie gegensätzliche Interessen: Zum einen die der Öleigentümer des Südens und zum anderen die der Ölverbraucher des Nordens.» In dieser Doppelfunktion geraten sie in ein Dilemma: Eigentlich müssten sie ihre Ölproduktion drosseln, um mehr Geld für das knappe Gut zu erhalten. Steigende Energiepreise widersprechen jedoch ihren Anlegerinteressen, weil dadurch das westliche Wirtschaftswachstum verlangsamt würde, womit ihre grossen Investitionen im Norden weniger Gewinn abwerfen. Also versuchen die einflussreichsten Erdölstaaten – ganz im Sinn des Westens – den Erdölpreis stabil tief zu halten.

Bahnhof Tjumen (Zentrum der russischen Erdölförderung)



Andere Länder mit kleineren Reserven ziehen oft zwangsläufig mit. Ihr Staatshaushalt rechnet mit den Erdölverkäufen. Sinkt der Preis, verkaufen sie mehr, um trotzdem zu ihren Einkünften zu kommen. Der Markt wird mit Öl überschwemmt, der Preis sinkt weiter. Eine Spirale, die dem Westen seit Jahrzehnten spottbilliges Erdöl bescherte. In diesem Kontext muss man sich fragen, ob Ökoabgaben oder -steuern wirklich die richtigen Instrumente sind, um den Verbrauch wirkungsvoll zu senken. Schon heute ist die fossile Energie steuerlich kräftig belastet. Oder anders ausgedrückt: Die westlichen Staaten konnten dank dem billigen Erdöl ihre Kassen füllen. Massarrat weist nach: Höhere Abgaben wirken meist auf den Barrelpreis. Je mehr der Westen abschöpft, desto billiger verhöckert der Süden sein Öl, und der Verbrauch bleibt konstant oder steigt. Massarrat schliesst daraus, dass Ökoabgaben wenig bringen, weil es kaum möglich ist, über den Preis den Verbrauch zu steuern. Er schlägt ein Modell vor, das die Menge beschränkt – und nicht versucht, über den Preis den Konsum zu reduzieren. So hätte zum Beispiel jedes Land gemäss seines CO₂-Budgets Anrecht auf eine bestimmte Menge fossiler Energie. Der Treib- oder Brennstoff liesse sich dann an einer Landesbörse verkaufen. Womit der Binnenmarkt den Preis für das knappe Gut definieren würde. Die erzielten Gewinne könnten umverteilt werden. Ein utopischer Vorschlag, vielleicht. Doch macht er klar: Das Erdölgeschäft ist zu komplex, als dass sich mit einigen Rappen mehr oder weniger das Klima retten liesse.

Der drohende Kollaps

Möglicherweise löst sich das Problem aber auf ganz anderem Weg. «Heute kennt man alle Ölfelder», sagt Conrad Gerber. «Neue grosse Funde wird es keine mehr geben. Das Einzige, was man im Moment noch nicht weiss, ist, wie gross die Reserven in den Feldern sind. In spätestens zehn Jahren dürfte die Technik so weit entwickelt sein, dass wir präzise sagen können, wie lange das Erdöl noch reicht.»

«Was schätzen Sie?»

«In fünfzig Jahren dürften die Reserven ausgeschöpft sein.» Gerber schmunzelt, ihm scheint es nicht zu beunruhigen. Selbst nach fünfzig Jahren gebe es noch Öl; es werde aber nie mehr billig sein.

«Und der Krieg im Irak ...»

«... oh, oh ... Bush weiss nicht, glaube ich, wie heikel die Lage dort unten ist. Egal was im Irak oder in Kuwait passiert, das wird die Weltwirtschaft nicht wirklich erschüttern. Der Irak produziert 2,6 Millionen Barrel pro Tag. Wenn diese Menge ausfällt, springt Saudi-Arabien ein. Keiner wird etwas bemerken. Aber wenn Saudi-Arabien destabilisiert ...», Gerber seufzt, schweigt und fügt nachdenklich hinzu, «... das kann ganz übel werden.» Dann würden wir es noch erleben, dass der Barrelpreis auf 100 Dollar steige ... kein anderes Land könne das saudische Öl ersetzen ... dann könnte es eine weltweite Wirtschaftskrise wie in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts geben ... dann sei es Zeit aufs Pferd umzusteigen. Gerber lacht. Dann gehe er zurück nach Afrika.